



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Haarhaus, Julius R.: Die Haselnuß : ein Leipziger Märchen : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Haselnuß

Ein Leipziger Märchen von Julius R. Haarrhaus

(Fortsetzung)



in paar Tage waren vergangen. Das Ehepaar hatte es dem Gaste so bequem gemacht, wie es die bescheidne Wohnung und die noch bescheidnern Mittel erlaubten. Wenn die beiden alten Leutchen des Morgens weggingen, schlossen sie den Fremden ein, und dieser verhielt sich den ganzen Tag über so still wie möglich, damit die Hausgenossen von seiner Anwesenheit nichts erführen. Er hatte in der behaglich warmen Stube über nichts zu klagen als über die Langeweile und sehnte immer die Stunde herbei, wo seine Wirte heimkehrten und ihn von den Ereignissen des Tages in Kenntnis setzten. Eines Abends brachte Gerlach ein gedrucktes Blatt mit, das er von einem befreundeten Buchdrucker erhalten hatte, und auf dem zu lesen stand, daß der Obrist und Stadtkommandant Brendel den Bürgern befehle, innerhalb vierundzwanzig Stunden schriftlich zu melden, welche Generale, Stabs- und andre Offiziere oder sonstige Employés, es sei von welcher Nation es wolle, sich bei ihnen im Quartier befänden. Wer sich der geringsten Verschweigung schuldig mache oder die zur Anzeige bestimmten vierundzwanzig Stunden versäume, habe unnachsichtliche Bestrafung zu erwarten.

Diese Bekanntmachung stimmte, obwohl sie vorausdatiert war und erst einige Tage später in Kraft trat, sowohl den Fremden wie Meister Gerlach nachdenklich. Brendel war Russe, und mit den Russen ließ sich nicht spaßen.

Hören Sie, Herr General, sagte der Alte, es war mir ja eine große Ehre, aber länger hier behalten kann ich Sie doch nicht. Tun Sie mir den einzigen Gefallen und machen Sie, daß Sie wegkommen. Wenn Sie sich in Ihrer Uniform nicht hinausgetrauen, will ich Sie gerne einen alten Anzug geben, den ziehen Sie an, dann wird Sie kein Mensch anhalten. Gehen Sie nicht gutwillig, dann muß ich Sie melden, so leid es mir tut. Aber das werden Sie einsehen, daß ich Thretwegen nicht den Hals riskieren mag.

Der Fremde war vernünftig genug, sich den Gründen seines Wirtes nicht zu verschließen und erklärte sich bereit, am nächsten Morgen sein Asyl zu verlassen. Gerlach ließ es sich nicht nehmen, den Gastfreund noch einmal zu rasieren, und war nicht wenig überrascht, als ihm dieser beim Abschied als Entgelt für die Bewirtung die Haselnuß schenkte. Der Talisman, meinte der Gast, als Meister Immanuel die Gabe mit süßsäuerlichem Lächeln einsteckte, würde ihm auf seiner Flucht nur hinderlich sein, und da er augenblicklich weder über Geld noch Geldeswert verfüge, möchte Gerlach die Nuß, die ihm sicherlich Glück bringen werde, als ein kleines Andenken an ihn behalten. Das war für die alten Leutchen nun freilich eine gewaltige Enttäuschung, denn sie hatten im stillen auf ein paar blanke Napoleondor gerechnet, und so fiel der Abschied von ihrer Seite ein wenig kühl aus. Und als der Fremde nun mit Gerlachs ältesten Kleidern angetan im ersten Morgendämmer die Treppe

hinunter eilte, sagte Immanuel zu seiner Frau: Du, Auguste, ein General war der Kerl doch nicht! Der wäre nobler gewesen.

Sie setzten sich verstimmt zu ihrem kärglichen Frühstück und machten sich gegenseitig Vorwürfe, daß sie den Mann, der sie so schlecht belohnt und ihnen zum Dank für ihre Hilfsbereitschaft das alberne Märchen von der Nuß aufgebunden hätte, so zuvorkommend und respektvoll behandelt hatten. Da wurde derb an die Tür gepocht. Die beiden sahen empor und sahen einander erstaunt an. Wer konnte sie zu so früher Stunde besuchen wollen? Ob der Stadtkommandant etwa schon von ihrem Gaste Wind bekommen hatte und nun, kaum zehn Minuten, nachdem der Vogel entflohen war, nach ihm schickte?

Jetzt wurde noch stärker gepocht, und zugleich hörten sie, wie draußen jemand heftig mit einem schweren Säbel gegen die Dielen stieß. Auf Immannuels zaghaftes Herein! trat ein breitschultriger Mann mit kurzem grauem Schnurrbart, Schirmmütze und preussischem Soldatenmantel in die Stube und fragte in barschem Tone:

Ist Er der Barbier Gerlach?

Zu dienen, lieber Herr, der bin ich.

Er soll ja der einzige von der ganzen Leipziger Bartpuferzunft sein, der sein Handwerk gründlich versteht.

Zu viel Ehre, mein lieber Herr, zu viel Ehre! erwiderte Immanuel, dem es wie Zentnerlast vom Herzen fiel, mit einigen Verbeugungen. Man tut eben, was man kann.

Gut. Nehm Er mir den Bart ab.

Ohne viele Umstände schob der alte Soldat einen Stuhl an das Fenster, setzte sich darauf und faltete die Hände über dem Korbe seines wuchtigen Reiterhäbels. Gerlach schlug Schaum, seifte den nicht gerade freundlich dreinschauenden Graukopf ein und rasierte ihn so sorgfältig, wie es das schwache Licht des trüben Herbstmorgens erlaubte. Als er mit seiner Arbeit fertig war, sprang der greise Soldat auf, strich mit der Hand über das glatte Kinn und sagte:

Das hat Er brav gemacht. Er ist wenigstens kein Schwächer wie die andern von Seiner Zunft. Kennt Er mich?

Nein, lieber Herr, antwortete Immanuel, wie soll ich Sie kennen? Ich bin nicht allwissend, wie der Hahnische Schulmeister, der gestern schon nicht mehr wußte, was er heute gegessen hatte.

Um so besser! knurrte der Graukopf.

Er zog eine seidne Börse aus der Tasche, warf einen blanken Taler auf den Tisch und polterte mit kurzem Gruß aus der Stube und die Treppe hinunter.

Gerlach sah bald den Taler, bald seine Frau an.

Du, Alte, sagte er endlich, das war ein ganz feiner Herr, obwohl er aussah wie ein alter Sergeant. So einen hab ich noch nicht unter dem Messer gehabt.

Der Preuße konnte kaum das Haus verlassen haben, da erschien auch schon der Schneider aus dem dritten Stock, der seinen Hausgenossen sonst kaum zu grüßen pflegte.

Ei ei, Herr Gerlach, Er hat ja jetzt recht vornehme Kunden! Da muß man Ihn wirklich gratulieren. Das hätte Er sich wohl auch nicht träumen lassen, daß Ihn ein preussischer Feldmarschall mit seinem Besuche beehren würde! Aber ich hab's schon immer gesagt: so sauber wie bei unserm Meister Gerlach wird man in der ganzen Stadt nicht barbiert.

Ein preussischer Feldmarschall? fragte der Alte.

Er hat den Herrn nicht einmal gekannt? Er weiß wohl gar nicht, wen Er barbiert hat?

Wer kann alle die fremden Offiziere kennen!

Na hör Er, den alten Blücher kennt doch jedes Kind.

Das war der Blücher?

Kein andrer.

Herr des Himmels, dann muß er seinen Taler wieder kriegen! Und ehe der Schneider noch begriff, was geschah, stürzte Meister Immanuel die Treppe hinunter, um den Marschall auf der Straße anzuhalten und ihm zu sagen, daß er von einem solchen Helden keine Bezahlung nehme. Aber auf dem ganzen Neukirchhof war von dem greisen Feldherrn nichts mehr zu sehn, und Gerlach mußte seinen Taler wohl oder übel behalten. Als er noch in Gedanken versunken unter der Tür stand und überlegte, ob er nicht den ersten besten preussischen Soldaten nach Blüchers Quartier fragen sollte, kam eine von vier Rapphengsten gezogene prächtige Kutsche angefahren und hielt gerade vor der Tür zu Meister Immanuel's Wohnung. Der Alte hatte kaum Zeit, zu bemerken, daß der Wagenschlag mit einer Krone geschmückt war, als schon ein in tscherkessische Tracht gekleideter Leibjäger vom Bock sprang und geradewegs auf ihn zutrat.

Kann Er mir wohl sagen, ob in diesem Hause Herr Immanuel Gerlach, der berühmte Barbier, wohnt? fragte er, indem er die Pelzmütze lüftete.

Immanuel Gerlach? Der bin ich selbst.

Seine Majestät der Kaiser aller Rußen wünscht von Ihm rasiert zu werden und lassen Ihn ersuchen, sich sogleich in Dero Quartier zu bemühen. Belege Er gefälligst, in der Kutsche Platz zu nehmen.

Er öffnete den Schlag und lud den Alten durch eine Handbewegung zum Einsteigen ein.

Dem guten Meister drohten einen Augenblick lang die Sinne zu schwinden, dann aber faßte er sich und erklärte, daß er sofort mitkommen werde, zuvor aber sein Rasierzeug holen müsse. Das sei nicht nötig, erklärte der Tscherkesse, Seine Majestät sei mit allem versehen, und der diensttuende Kammerdiener werde ihm eine ganze Sammlung der feinsten englischen Messer zur Verfügung stellen. Und ehe der Alte noch etwas erwidern konnte, fühlte er sich in die Kutsche geschoben, die sich sogleich in Bewegung setzte und, von allen Straßenpassanten angestaunt, der Rathartnenstraße zurollte. Immanuel war zumeist, als ob er träume. Mit zitternden Fingern betastete er den himmelblauen Damastüberzug des Polsters und getraute sich kaum, durch die kristallklaren Fensterscheiben hinaus auf die Gasse zu schauen, wo die Leute stehen blieben und ihn, den sie offenbar für einen hohen Würdenträger hielten, ehrerbietig grüßten.

Wie kam er, der einfache bescheidne Mann, der sein Leben lang nur kleine Leute, und wenn es hoch kam, einmal einen toten Ratschherrn barbiert hatte, zu diesem unfassbaren Glück? Sollte er es wirklich der unscheinbaren Haselnuß zu verdanken haben, die er vor kaum einer Stunde halb widerwillig in seine Tasche verpackt hatte? Wahrhaftig, es sah beinahe so aus, als ob der Talisman doch nicht so ganz unwirksam sei. Aber — das Zeugnis konnte er sich selbst mit gutem Gewissen ausstellen: sein Handwerk verstand er so gut wie jeder andre. Vielleicht sogar noch besser. Daß bisher noch kein gekröntes Haupt seine Dienste in Anspruch genommen hatte, war seine Schuld nicht. War es also wirklich ein so großes Wunder, daß der russische Kaiser gerade nach ihm schickte?

Über diesen Erwägungen gewann der Alte seine Fassung wieder, rasierte, als er in den Gemächern des Kaisers angekommen war, seinen hohen Kunden mit nicht geringerm Gleichmut, als ob er den Schneider aus dem dritten Stock unter den Händen gehabt hätte, und steckte den goldnen Imperial, den ihm nach verrichteter

Arbeit ein Kammerherr überreichte, als einen wohlverdienten Lohn ohne jede innere Bewegung ein.

Zu Hause empfing ihn seine Frau mit lautem Jubel. Sie hatte durch die Nachbarn von der großen Ehre, die ihrem Manne widerfahren war, schon gehört und sich zur Feier des Tages mit ihrer Sonntagshaube geschmückt.

Immanuel, rief sie, das Glück! Daß wir das noch erleben dürfen! Aber nun können wir hier oben nicht mehr wohnen bleiben. Denk nur: vier Treppen! Die vornehmen Herren können doch nicht alle vier Treppen steigen. Ach, wärest du nur da gewesen! Immer wieder kam einer und wollte rasiert sein! Erst Herr Dufour, dann Herr Oberhofgerichtsrat Stegmann, dann der Fürst Repnin, dann — ach ich kann sie gar nicht alle aufzählen! Wir müssen eine feine Wohnung nehmen, eine Wohnung am Markt, und dann mußt du dir eine schöne Barbierstube einrichten mit einem blanken Messingbecken über der Thür —

Unsinn, Alte! unterbrach Meister Gerlach den Redestrom seines Weibes, die Wohnung tut's nicht, und die Barbierstube mit dem blanken Messingbecken noch weniger. Genie muß man haben und ein bewegliches Handgelenk. Darin liegt's. Ein Stümper bleibt ein Stümper, und wenn er in Hohenthals Hof zieht und ein halbes Duzend Becken über die Thür hängt. Nein nein, ich bleibe, wo ich bin. Wer von mir barbiert werden will, mag getrost die vier Treppen heraufsteigen. Wem das zu viel ist, der soll zu einem Pfuscher gehn.

Und dabei blieb's. Auguste durfte ihrem Manne gegenüber nicht mehr von einem Wohnungswechsel reden, und sie ergab sich auch darin, als sie merkte, daß sich die vornehmen Kunden in der That nicht an den vier Treppen stießen, sondern vielmehr immer zahlreicher erschienen.

Nicht lange danach empfing der Alte eine Deputation seiner Berufsgenossen, die ihm mittheilte, der bisherige Obermeister der Barbierinnung habe sein Amt niedergelegt, und er sei einstimmig zu dessen Nachfolger gewählt worden. Gerlach bedankte sich für die ihm erwiesene Ehre, erklärte aber, er werde durch sein Geschäft so stark in Anspruch genommen, daß er nicht daran denken dürfe, das Amt anzunehmen. Da erwiderte der Sprecher der Deputation, diesen Einwurf habe die Innung vorausgesehen und deshalb den Beschluß gefaßt, ihn zum Ehrenobermeister zu ernennen, mit dem Rechte, sich durch einen andern Meister, den er selbst bezeichnen könne, vertreten zu lassen. Damit war der Alte einverstanden, und die Deputation zog sich unter tausend Danksagungen und mit dem Bemerken zurück, daß von diesem Tage an eine neue Ära in der Geschichte der Innung beginne. Wer aber in der Stadt etwas auf sich hielt, der ließ sich seitdem von keinem andern als von Meister Immanuel rasieren, und jeder bedauerte, daß er nicht schon früher von dessen wunderbarer Geschicklichkeit Kenntnis erhalten hatte. So sauber wie er ist keiner, meinte der eine, und dabei barbiert er so schnell, daß man fertig ist, ehe man noch recht weiß, ob er schon angefangen hat. Ja ja, er hat eine leichte Hand, sagte der zweite, er soll noch niemand geschnitten haben. Und der dritte rühmte: Er hat Lebensart, das merkt man schon daran, daß er einen nicht an der Nase festhält. Alle aber waren sich darüber einig, daß er überhaupt nicht seinesgleichen habe, und daß Dresden Leipzig um ihn beneiden werde.

Sieben Jahre lang schon hatte sich Meister Gerlach der allgemeinen Wertschätzung und der ihm daraus erwachsenen schönen Einnahmen erfreut, da fragte ihn eines Tages einer seiner Kunden, warum er sich keinen Gesellen hielte. Er werde doch nun schon hochbetagt, und man merke ihm an, daß er mit der Arbeit nicht mehr recht vom Flecke komme. Seine Hand werde von Tag zu Tag unsicherer, und sehen könne er auch nicht mehr gut, sonst ließe er nicht so viele Bartstopfeln

stehen. Dieser Tadel traf den Alten wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Zunächst war er vor Ärger sprachlos, dann aber erklärte er dem Manne sehr bestimmt, wenn ihm seine Arbeit nicht genüge, so solle er doch zu einem andern Meister gehen. Barbieri gebe es in Leipzig ja genug, und es sei wohl möglich, daß er einen fände, der seine Sache besser mache. Kunden, die nörgelten, könne er nicht brauchen, er habe schon ganz andre Leute barbiert, zum Exempel den Kaiser aller Rußen und den Marschall Blücher, und die seien mit ihm außerordentlich zufrieden gewesen.

Der abtrünnige Kunde war kaum weg, da kam der Superintendent Tschirner. Als Gerlach diesen würdigen Herrn eingeseift hatte, fühlte er zwar, daß die Erregung noch in ihm nachwirkte, und daß seine Hand bedenklich zitterte, griff aber trotzdem zum Messer, drückte das Haupt des geistlichen Demosthenes sanft auf die Lehne des Sessels zurück und führte die scharfe Klinge über die gerundete Wange. Da glitt das Messer plötzlich ab und fuhr so tief in die stattliche Nase des armen Opfers, daß ein wahrer Strom von Blut hervorschöß. Meister Immanuel war außer sich, der Herr Superintendent nicht minder, und als am nächsten Morgen, einem Sonntag, der berühmte Prediger mit einem großen Pflaster auf der Nase die Kanzel der Thomaskirche bestieg, da verbreitete sich in der ganzen Stadt mit Windeseile das Gerücht, kein andrer als der alte Gerlach habe den geliebten Seelenhirten so schändlich zugerichtet. Von dieser Stunde an begann Immannuels Stern zu sinken; auch er hatte sein Waterloo erlebt.

Aber es wurde ihm schwer, sich in das Unabänderliche zu finden. Tag und Nacht sann er über sein Schicksal nach, und das Ergebnis dieser angestrengten Denkarbeit war die Überzeugung, daß er sich seinen Sturz doch wohl selbst zuschreiben müsse, und daß er das Los aller Sterblichen teile, die sich durch eigne Kraft über ihre Mitmenschen erhoben hätten. Der Vergleich seiner eignen Lage mit der Napoleons gewährte ihm einigen Trost, und dabei fiel ihm auch wieder die Haselnuß ein, die er längst vergessen aber aus alter Gewohnheit noch immer bei sich getragen hatte. Er mußte sich das unscheinbare Ding, dem nach dem Bericht des französischen Aufschneiders so wunderbare Kräfte innewohnen sollten, doch einmal näher ansehen und griff in die Tasche. Und siehe da! Die Nuß war weg, und ein Loch im Futter verriet, daß sie trotz ihrer übernatürlichen Eigenschaften auf eine höchst natürliche Weise verschwunden war!

Nun geht aber nach den Gesetzen der Natur auf dieser Erde nichts verloren, und so hatte denn auch die Haselnuß schon einen neuen Besitzer, ehe der bisherige noch ihren Verlust bemerkt hatte.

An dem Morgen, wo Meister Immanuel das unschuldige Blut des Superintendents vergoß, kam zufällig Amadeus Quietschky, ein armer Musiker, der auf den Höfen die Geige spielte und die ihm von mildtätigen Seelen zugeworfenen Münzen mit seinem Gute auffing, über den Neukirchhof und sah, da sein Auge von jeher daran gewöhnt war, der Erdoberfläche und den darauf liegenden Dingen eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden als dem Azur des Himmels, in einer Reihe des Straßenpflasters die kleine Nuß liegen, an der schon hundert andre achtlos vorübergegangen waren. Er bückte sich danach und steckte sie ein — nicht etwa, weil er ihr besondern Wert beigemessen hätte, sondern nur, weil es seine Gepflogenheit war, nichts liegen zu lassen, was möglicherweise ein andrer aufheben könnte. Als er dann weiter ging und beim „Kaffeebaum“ vorüberkam, schaute der Wirt, der den Bettelmusikanten erst vor ein paar Tagen mit barschen Worten hinausgewiesen hatte, gerade aus dem Fenster. Quietschky wollte schon vorüberreiten, da nickte ihm der Wirt freumblick zu und fragte, als sei zwischen ihnen nie etwas vorgefallen, weshalb

er sich denn gar nicht mehr bei ihm sehen ließe, und ob er so vornehm geworden sei, daß er nur noch in den Weinkellern spiele. Der Musikant erwiderte, er spüre kein Verlangen, noch einmal vor die Thür gesetzt zu werden. Da schüttelte sich der Wirt vor Lachen und meinte, er habe sich neulich doch nur einen kleinen Scherz erlaubt, und wenn Quietschky sich nun stelle, als habe er seine Grobheit für bare Münze genommen, so sei dieser Spaß einfach unbezahlbar. Jedenfalls solle er sofort hereinkommen, sonst werde er ihn holen.

Das ließ sich der Musikant nicht zweimal sagen und leistete, wenn auch nicht ganz ohne Besorgnis, er könne doch vielleicht das Opfer eines schlechten Scherzes werden, der Einladung Folge. Der Wirt empfing ihn auf das freundlichste, ließ ihm eine Kanne Störnthaler Bier bringen und stellte ihn einem in der Gaststube sitzenden ältern Herrn als einen Geiger vor, der sich zwar nicht mit dem großen Paganini messen könne, aber doch immerhin sein Instrument recht artig zu spielen wisse. Der Herr, der offenbar ein Kenner war, ließ sich die Violine zeigen, die Quietschky in einem Säckchen aus Wachseleinwand unter dem Arme trug, und bemerkte, mit einem solchen Wimmerholze würde auch ein Paganini nicht viel anfangen können, wenn ihm aber der Musikus eine Probe seiner Kunst geben wolle, so solle es ihm auf ein paar Groschen nicht ankommen. Nicht ohne Zagen setzte der arme Teufel die Geige an und spielte eine ungarische Weise, die er, wie er erklärte, von einem Zigeuner gelernt hatte. Der Zuhörer wandte kein Auge von ihm, beobachtete genau jede seiner Bewegungen und sagte, als der letzte Ton verklungen war, es sei erstaunlich, was der Herr Musikus — er sagte jetzt wirklich Herr Musikus! — mit einem so jämmerlichen Instrument leiste. Natürlich sei die Kantilene nicht rein herausgekommen, aber das liege nicht am Künstler, sondern einzig und allein an der Geige, und es wäre nicht zu bezweifeln, daß Quietschky, wenn er eine ordentliche Violine in die Hand bekomme, genau so gut spielen würde wie mancher, der als Geiger einen Namen habe. Ob er denn keinen Gönner hätte? Es wäre doch jammer schade, wenn ein solches Talent unbeachtet bleiben solle, bloß weil es nicht über ein brauchbares Instrument verfüge.

Quietschky bekannte offen, daß sich bisher noch niemand um ihn und sein Spiel gekümmert habe, und daß er knapp so viel verdiene, wie er zum täglichen Unterhalt gebrauche. Ersparnisse habe er noch nicht gemacht und werde er wohl auch niemals machen, und so dürfe er nicht daran denken, sich jemals eine gute Geige anschaffen zu können. Da sagte der Herr, er selbst sei nur ein passionierter Musikfreund und ein mäßiger Musikkenner, er habe aber früher ein wenig Geige gespielt und besitze noch drei Instrumente, die nun unbenutzt im Schranke lägen. Wenn der Herr Musikus sich eins davon aussuchen wolle, so stünde es zu seiner Verfügung, er solle nur am Nachmittage zwischen vier und fünf einmal bei ihm vorsprechen. Dann notierte er ihm seine Adresse auf ein Blatt Papier, das er aus dem Notizbuche gerissen hatte, verabschiedete sich und ließ seinen Schützling in einem wahren Freudentaumel zurück.

Pünktlich stellte sich Quietschky bei seinem Gönner ein, der ihn durch seinen Bedienten sogleich zu sich in einen höchst vornehm eingerichteten Salon führen ließ, wo er in Gesellschaft zweier Freunde den neuen Stern am Himmel der Kunst erwartet hatte. Der arme Musikant wurde den beiden Herren als ein vielversprechendes Talent vorgestellt und mußte sofort die drei Violinen, die schon auf dem Tische bereit lagen, prüfen. Er nahm sie nacheinander in die Hand, trat damit ans Fenster und untersuchte sie so sorgfältig, als habe er bis jetzt nur mit Werken von Stradivari und Guarneri zu tun gehabt. Die erste legte er lächelnd beiseite; es war eine schlechte Schachtelgeige, und mit der, meinte er, wolle er sich

nicht erst aufhalten. Die zweite bezeichnete er als schon besser, aber bei dieser war ihm die Decke zu dünn. Sie hielte, erklärte er, nicht viel aus und verlöre mit den Jahren den Ton. Mit so einem Instrument sei ihm natürlich nicht geholfen. Die dritte endlich fand Gnade vor seinen Augen, es war ein gutes, edel geformtes Instrument, das Werk eines alten Tiroler Meisters. Quietschky stimmte lange daran herum und sagte schließlich, auf so schlechten Saiten getraue er sich gar nicht zu spielen, ließ sich schließlich aber doch herbei, eine Sonate von Tartini vorzutragen.

Die drei Zuhörer bemerkten mit Erstaunen, wie sicher der zerlumppte Musikanst das kostbare Instrument handhabte, und der Hausherr meinte, als er dem Künstler nach beendetem Spiel die Violine feierlich zum Geschenk machte, nun würde man wohl öfter das Vergnügen haben, den Herrn Musikus in Asseembleen und Sozietäten zu hören.

Da lächelte Quietschky wehmütig und erwiderte mit edelm Freimut: Bildet sich der Herr etwa ein, mit diesen Lumpen könnte ich mich in Asseembleen sehen lassen? Was nützt mir die beste Geige, wenn ich keine saubern Kleider, keinen Frack, keine Pantalons aus Atlas, keine Schnallenschuhe und keinen Chapeau-bas habe?

Die Herren gingen in das Nebenzimmer und berieten miteinander, wie dem Manne zu helfen sei. Als sie zurückkamen, überreichten sie ihm die Summe von fünfzig Talern, die er, ohne sich lange mit Dankfagungen aufzuhalten, einstrich, wobei er bemerkte, er wolle sehen, wie weit er mit dem Gelde komme. Reiche es nicht, so werde er sich die Freiheit nehmen, den Herren mitzuteilen, wieviel ihm noch zu seiner Equipierung fehle. Die drei Mäcene waren über diese Offenherzigkeit ein wenig verdutzt, sagten sich aber, daß man einem Virtuosen so etwas zugute halten müsse, es sei ja eben das Wunderbare am Genie, daß es zeitlebens ein Kind bleibe und als solches immer einen Wunsch habe.

Tags darauf stellte sich Quietschky wieder ein. Er trug jetzt zu seinen alten Hosen einen schönen dunkelblauen Frack mit silbernen Knöpfen und eine weißseidne Halsbinde, in der eine Diamantnadel blinkte. Jetzt fehlten ihm, sagte er, nur noch die Pantalons, die Schnallenschuhe und der Chapeau-bas, und er brauche zum mindesten noch dreißig Taler. Dann aber würden sich die Herren, die ihm so liebenswürdig unter die Arme gegriffen hätten, seiner nicht mehr zu schämen haben. Natürlich müsse er auch um Empfehlungsbriefe bitten, denn ohne Empfehlungen könnte ihm weder die Geige noch der neue Anzug helfen, die vornehmen Leute seien unbekannten Künstlern gegenüber, wenn sie auch noch so ausgezeichnete Virtuosen wären, meist ein wenig mißtrauisch, und das dürfe man ihnen nicht einmal verdenken, denn es treibe sich gerade unter den Künstlern allerhand verdächtiges Volk herum, dem man gar nicht vorsichtig genug begegnen könne. Der Entdecker des neuen Sterns mußte dem beipflichten, rückte, wenn auch nicht mehr ganz so opferfreudig wie zuvor, die dreißig Taler heraus und schrieb bis spät in die Nacht seinem Schützling Empfehlungsbriefe.

Ehe dieser davon Gebrauch machte, ließ er sich zierliche Visitenkarten mit der Aufschrift: Maestro Amadeo Quietschky, Violin-Virtuos stechen und ordnete an, daß die Rechnung dafür an seinen Gönner gesandt werde. Dann machte er, von einem Lohnbedienten begleitet, der ihn überall anmelden mußte, seine große Besuchstour durch das musikverständige Leipzig. Die Empfehlungen seines Beschützers verschafften ihm in den vornehmsten Häusern Einlaß; man hatte schon von dem neuen Phänomen gehört und wetteiferte darin, den großen Mann, der bisher aus lauter Bescheidenheit nicht in die Öffentlichkeit getreten war, mit Gunstbezeugungen zu

überschütten. Man freute sich über seine herzerquickende Naivität, man war entzückt von der harmlos-kindlichen Gedankenlosigkeit, mit der er die bestaubten silbernen Schuhspinnallen an den Zipfeln der Tischdecken abwischte, und die Töchter des Hauses erröteten selig, als der Maestro sich herablief, ihnen die Wangen zu streicheln und ihnen beim Abschied einen Kuß auf die frischen Lippen zu drücken.

Nun regnete es Einladungen zu Mittagessen und Abendgesellschaften. Jeder wollte der erste sein, der den neuen Stern in die große Welt einführte. Aber Quietschky hielt es nicht für der Mühe wert, die Einladungen zu beantworten — vielleicht war er auch in der Kunst des Schreibens nicht genügend bewandert —, erschien, wo es ihm gerade paßte, und blieb weg, wo es ihm nicht paßte. Das fanden die Leute äußerst originell, und die große Frage: Wird der Maestro kommen? beschäftigte Wirte und Gäste von der Suppe bis zum Käse. Wo er aber erschien, da fühlte man sich doppelt geehrt und betrachtete seine Herablassung als eine ganz besondere Auszeichnung.

Nur in einem Punkt enttäuschte der Künstler den Kreis seiner Verehrer: er unterließ es grundsätzlich, seine Geige mitzubringen. Und das hätte man doch eigentlich von ihm erwarten können. Wenn andre aus der Gesellschaft, Berufsmusiker oder Dilettanten, nach dem Dessert an den Flügel traten und sich für die materiellen Genüsse mit künstlerischen Darbietungen erkenntlich zeigten, zog sich Amadeus Quietschky in irgendeinen Winkel zurück, begleitete die Vorträge mit so kritischen Mienen und sonderbaren Grimassen, daß schließlich niemand mehr den Mut fand, sich in seiner Gegenwart zu produzieren. Zuweilen nahm er auch irgendeinen Herrn, von dem er erfahren hatte, daß er mit Glücksgütern gesegnet sei, beiseite, und man bemerkte dann, wie dieser Vielbenedete nach einer Weile entweder beglückt oder verdußt oder mit verbissenem Ärger, je nachdem gerade sein Naturell war, von der Unterredung unter vier Augen zurückkehrte. An solchen Tagen erhielt der Lohnbediente oder die Jungemagd, der es oblag, den Gästen beim Aufbruch die Treppe hinunter zu leuchten, von Quietschky einen blanken Taler.

So wurde der Musikus in kurzer Zeit eine Berühmtheit der Stadt, obgleich eigentlich noch niemand sein wunderbares Spiel gehört hatte.

Da faßte sich eines Tages der Hofrat Keil ein Herz und fragte ihn, weshalb er in den Gesellschaften immer ohne seine Violine erscheine und so der Welt die Kunstgenüsse vorenthalte, die er allein zu bieten imstande sei. Quietschky klopfte dem Hofrat vertraulich die Schulter und erwiderte, wenn er zum Essen eingeladen sei, so komme er eben zum Essen, wolle man sein Spiel hören, so möge man ein Konzert veranstalten und ihn um seine Mitwirkung ersuchen. Natürlich beanspruche er dann ein anständiges Honorar, denn er sei Berufsmusiker und müsse von seinem Spiel leben. Er setze voraus, daß zu dem Konzert nur Musikkenner als Zuhörer eingeladen würden, nichts sei nämlich für einen Künstler so fatal, als vor Leuten spielen zu müssen, die seine Leistungen nicht zu würdigen wüßten.

Zum Glück konnte der Hofrat dem Virtuosen mitteilen, daß er selbst schon längst ein solches Konzert plane und dabei hauptsächlich auf Quietschkys Mitwirkung rechne. Über das Honorar würden sie schon einig werden. Der Maestro fragte, wer sich außer ihm noch produzieren solle, und erklärte, als er vernommen hatte, Keil habe an Madame Neumann-Sessi, Demoiselle Wohlbrück und Herrn Marschner gedacht, gegen diese habe er nichts einzuwenden, nur müsse er zur Bedingung machen, daß keine Dilettanten aufträten, da es unter seiner Würde sei, zusammen mit Leuten zu wirken, die die Kunst nicht als eine ernste Sache, sondern als einen angenehmen Zeitvertreib oder gar als ein Mittel betrachteten, ihren Mitmenschen das Leben zu verleiden. Im übrigen stelle er nur noch folgende Bedingungen:

Erstens dürften vor dem Konzerte und während der Pausen weder Speisen noch Getränke verabreicht werden. Zweitens müsse er sowohl als erster wie als letzter auftreten. Drittens wünsche er, daß die beiden ersten Stuhlreihen nur von schönen jungen Damen eingenommen würden, da es ihm fatal sei, während des Spieles häßliche oder alte Gesichter sehen zu müssen. Viertens hätten sämtliche Damen vorher den Fächer beiseite zu legen, denn nichts sei störender als das Auf- und Niederklappen von einigen Duzend Fächern. Fünftens dürfte keiner der Herren während seines Spieles Tabak schnupfen, und sechstens rechne er darauf, daß niemand mit Eau de mille fleurs parfümiert sei, denn davon bekomme er die furchtbarsten Kopfschmerzen.

Die Erfüllung dieser Bedingungen konnte ihm der Hofrat zusichern, und nach einigem Hin- und Herverhandeln wurde der Tag des Konzerts festgesetzt. Als die Stunde herankam, wo es seinen Anfang nehmen sollte, waren die Zuhörer vollständig versammelt, von den Mitwirkenden fehlte nur Amadeus Quietschty. Man war in großer Verlegenheit und sandte schließlich einen Bedienten in seine Wohnung, der jedoch mit dem Bescheid zurückkehrte, der Meister sei nicht zu Hause gewesen. Man mußte wohl oder übel weiter warten.

Endlich — es war etwa zwei Stunden später — erschien der große Mann und erklärte mit heitrem Miene, er komme geradeswegs aus dem klaffigsten Kaffeehause, wo er Mittwoch immer seine Tarockpartie habe. Leider habe er neulich nicht daran gedacht, sonst würde er für das Konzert einen andern Tag gewählt haben. Ob ein zuverlässiger Mann zur Stelle sei, der seine Geige holen könnte? Die jüngern Herren der Gesellschaft stritten sich um die Ehre, dem Maestro ihre Dienste anzubieten, und der Glückliche, dem Quietschty schließlich den Schlüssel zu seiner Wohnung anvertraute, wurde von allen nach Gebühr beneidet.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs-Spiegel. („Gehalt des Staatssekretärs.“ Fragen der Geschäftsordnung. Sozialpolitische Debatten. Aus dem preußischen Abgeordnetenhaufe.)

Wenn jemand zufällig, ohne die parlamentarischen Gebräuche der Gegenwart zu kennen, hört, daß der Reichstag wochenlang über das Gehalt eines Staatssekretärs debattiert hat, so wird ihm das gewiß zunächst unbegreiflich sein. Macht man ihm dann klar, daß dies die Form ist, in der der Reichstag seine sozialpolitischen Wünsche und Ansichten zu äußern pflegt, so wird ihm zwar die Sache etwas verständlicher erscheinen, aber es bleibt auch dann noch die verwunderte Frage übrig, warum diese Ansichten und Wünsche nicht in eine präzierte, für den Gesetzgeber brauchbare Form gebracht und an der Stelle, wohin sie gehören, erörtert werden. Auf solche Frage muß man freilich die Antwort schuldig bleiben. Man könnte höchstens sagen, daß dem Reichstage ja alljährlich eine große Zahl von Anträgen und Anfragen vorliegt, worin alles enthalten ist, was an präzifizierbaren Wünschen innerhalb der Volksvertretung festgestellt werden kann. Dann wird aber der andre erst recht fragen: Warum muß denn das alles beim „Gehalt des Staatssekretärs“ noch einmal breitgetreten werden? Und darauf muß man vernünftigerweise die Antwort schuldig bleiben. Die einzige Erklärung liegt in der tyrannischen